

Rezensionen

- Dieter Kudorfer (Hg.): Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München. Die neuzeitlichen Handschriften aus Cgm 5501-5800.
- Tobias Appl: Die Kirchenpolitik Herzog Wilhelms V. von Bayern. Der Ausbau der bayerischen Hauptstädte zu geistlichen Zentren
- Brigitte Volk-Knüttel: Peter Candid (um 1548 – 1628). Gemälde – Zeichnungen - Druckgraphik
- Willibald Sauerländer: Der Katholische Rubens. Heilige und Märtyrer
- Matthias Memmel / Claudius Stein (Hgg.): „Ganz unbrauchbar ...“. Die Pollinger Pinakothek der Ludwig-Maximilians-Universität
- Iris Lauterbach (Hg.): Klosterkultur in Bayern vor der Säkularisation – zwischen Heilsgeschichte und Aufklärung
- Carsten Stühning: Der Seuche begegnen. Deutung und Bewältigung von Rinderseuchen im Kurfürstentum Bayern des 18. Jahrhunderts
- Isabell Grimm-Stadelmann / Alfred Grimm: Fürsten und Pharaonen. Ägypten in Bayern
- Kommission für bayerische Landesgeschichte (Hg.): König Ludwig II. von Bayern. Krankheit, Krise und Entmachtung
- Sophie Wolfrum (Hg.): Theodor Fischer Atlas. Städtebauliche Planungen in München
- Landkreis Aichach-Friedberg (Hg.) Altbayern in Schwaben
- Stefan Meining, Eine Moschee in Deutschland. Nazis, Geheimdienste und der Aufstieg des politischen Islam in Deutschland

Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München. Die neuzeitlichen Handschriften aus Cgm 5501-5800, beschrieben von Dieter Kudorfer, Wiesbaden: Harrassowitz 2011 (Catalogus codicum manu scriptorum: Tomus VI, Editio Altera 12)

Ca. 420 S., ISBN 978-3-447-06618-1; EUR 118,00

Die von Dieter Kudorfer im zweiten Band des gedruckten Katalogs der neuzeitlichen Handschriften aus den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek beschriebenen 289 Handschriften reichen, abgesehen von wenigen Ausnahmen, von den Jahren um 1520 bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts; den zeitlichen Schwerpunkt bildet mit 165 Nummern das 18. Jahrhundert. Die sich primär auf Besitzmerkmale der Handschriften stützende Bestimmung der jeweiligen Provenienzen zeigt, dass der Großteil der Stücke aus den Archiven der Neubayerischen Territorien stammt: Genannt werden Neuburg a.d. Donau, Nürnberg, Ansbach und auch die Stadtbibliothek Regensburg. Vielfach handelt es sich um Säkularisationsgut, da sind es dann die Bischofssitze Augsburg und Passau und die unterschiedlichen bayerischen Klöster. Textsprachen sind Deutsch wie auch Latein, aber auch modernes Französisch, Russisch und Italienisch.

Der inhaltliche Schwerpunkt liegt in den historischen Darstellungen; die Altbayern betreffenden Handschriften bieten in ihren Bänden vor allem die üblichen dynastischen Herrscherabfolgen. Während Zusammenstellungen zur Sphragistik, Numismatik und Heraldik eher bescheidenen Umfang aufweisen, finden wir hier etwa für die Reichsstadt Regensburg eine überaus umfangreiche Überlieferung. Ebenfalls sehen wir, dass Nürnberg, Augsburg, dann die Burggrafschaft Nürnberg, das Markgraftum Brandenburg, selbst die Geschichte der Länder am Niederrhein in der Sammlung, die mit einigen Nummern sogar über die Reichsgrenzen hinausgreift, eine wichtige Rolle spielen.

Neben den territorialgeschichtlich einzuordnenden Handschriften finden wir juristische Themen der unterschiedlichen Rechtsbereiche und dann wieder im größeren Umfang Schriften zur Geschichte kirchlicher Einrichtungen wie z.B. Bischofskataloge, Bischofsviten,

Klosteraufzeichnungen, Klosterchroniken, Abtskataloge. Der Autor selbst hebt den Wert der Aufzeichnungen von Inschriften hervor, da deren „Originale“ wie Grabsteine, Gedenkplatten, Glasfenster häufig bereits während unterschiedlicher Baumaßnahmen im 17. und 18. Jahrhundert verloren gegangen sind. Dokumente, die ihre eigene Zeit thematisieren, kolorieren das Alltägliche, vergleichbar mit dem heutigen archivischen Sammlungsgut. Ergänzend sollten noch die Schriften wie Fürstenspiegel, Pilgerreisen, unterschiedliche literarische Texte, Abhandlungen zur Buchgeschichte und zur Theologie genannt werden.

In der das gesamte Spektrum der Handschriften erläuternden Einleitung hebt der Bearbeiter in einem eigenen Abschnitt die ihm wichtigsten Handschriften und Ergebnisse hervor. So nennt er zwei der mittelalterlichen Memorialliteratur verpflichtete Pergamentblätter des frühen 16. Jahrhunderts aus dem Kloster Wessobrunn und verweist auf eine nie zum Druck gelangte Übersetzung des „Defensor pacis“ von Marsilius von Padua, des Beraters Kaiser Ludwigs des Bayern. Die Vielzahl der auch von Kudorfer als bemerkenswert bezeichneten Handschriften hier zu wiederholen, hieße den uns gesteckten Rahmen sprengen.

Die Beschreibung der einzelnen Handschriften folgt in etwa folgendem Muster: Nummer der Handschrift (z.B. Cgm 5701), deren Titel („Klösterliche Sammelhandschrift (weitgehend lateinisch) (um 1660)“), dann Aufzählung des Inhalts („Briefe, Formulare, Zeugnisse“; „Visitations- und Reformationsakten des Klosters Tegernsee“, ...) mit jeweils genauer Beschreibung der einzelnen Blätter und Datierungen und dazu ergänzend Literaturvermerke, Angabe des Umfangs, Verweise auf Schreiberhände und Provenienz-Angaben.

Die Handschriften-Beschreibungen werden eingangs von einer thematisch ausgerichteten Einleitung und einem Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur und abschließend von der Signaturen-Konkordanz, den klassischen Registern einschließlich einem Initien-Register eingerahmt.

Wir erlauben uns abschließend, auch veranlasst durch die Signaturen-Konkordanz zwischen Handschriften-Signatur der Staatsbibliothek und ehemaliger Archivsignatur des Allgemeinen Reichsarchivs, nochmals an die Provenienz dieser Handschriften zu erinnern, die ja ihren Weg zunächst aus unterschiedlichen Archiven vor allem der neubayerischen Gebiete in das damalige Königliche Reichsarchiv genommen hatten. In den Jahren 1874 bis 1881 kam es zwischen Reichsarchiv und damaliger Hofbibliothek zu einem „umfassenden Handschriften- und Archivalientausch“ (XI), der sich dann noch über die Jahrhundertwende hinzog. Begründet wurde diese „Purifizierung“ nach Kudorfer mit einem „inzwischen schärfer definierten jeweiligen Sammelauftrag“ (XI) der beiden Einrichtungen. Für den in archivarischer Profession tätigen Rezensenten dieses von einem Bibliothekar beispielhaft bearbeiteten Bandes verdeutlicht sich dabei die Spanne, die sich zwischen den beiden Berufsfeldern auch bei so verwandtem Material auftut. Eine derart detailliert vorgelegte, sorgfältigst recherchierte, inhaltliche Erfassung frühneuzeitlicher Handschriften wird sich in archivarischer Praxis nie realisieren lassen. Hoffen wir, dass den Kollegen von den Bibliotheken diese Freiheit gelassen wird. Der Benutzer, die Wissenschaft und die späteren Kollegen wären dankbar.

Ingo Schwab, München

Tobias Appl: Die Kirchenpolitik Herzog Wilhelms V. von Bayern. Der Ausbau der bayerischen Hauptstädte zu geistlichen Zentren, München: C.H. Beck Verlag 2011 415 S., ISBN 978-3-406-10777-1; EUR 46,00

Die als Dissertation am Lehrstuhl für Bayerische Landesgeschichte (Prof. Dr. Peter Schmid) entstandene Arbeit bringt eine systematisch angelegte Begegnung mit der Persönlichkeit und den Zielsetzungen Herzog Wilhelms V., dem die Nachwelt nicht ohne Grund den Beinamen „der Fromme“ beigelegt hat. Der Autor hat für seine Darstellung zunächst eine Unmenge alter und neuer Literatur ausgewertet, wobei es ihm nicht immer gelungen ist, die Spreu vom Weizen zu trennen. Es stellt sich daher eine oft unnötige und bisweilen lästige Schwellung der Thematik ein. Doch ist dieser Fehler nicht ungewöhnlich, da

anspruchsvolle wissenschaftliche Erstlingswerke gerne dem deskriptiven Pleonasmus erliegen, dem es rechtzeitig zu steuern gegolten hätte.

Problematisch ist die im Titel angelegte Ausrichtung der Untersuchung auf die „Kirchenpolitik“ Wilhelms V., wo es doch in Wirklichkeit auch um Staatskirchenpolitik und letztendlich sogar um reichspolitische dynastische Ausgriffe und Ambitionen als Folge der konfessionellen Spaltung Deutschlands geht. Es hätte der Arbeit gut getan, wenn die den Hauptstädten von Wilhelm V. zugeteilte Rolle „geistlicher Zentren“ stärker von der Seite dieser herrschaftlich determinierten Zielrichtungen her angedacht und beleuchtet worden wäre. War doch die von Wilhelm V. geförderte und der Gesellschaft abgeforderte öffentliche Frömmigkeit nichts weniger als eine weit in den Alltag der Menschen eingreifende Disziplinierung im Sinn des Frühabsolutismus. Verschiebt man das Zeitfenster nur um wenige Jahrzehnte in das frühe 17. Jahrhundert so zeigt sich die Dynamik eben dieser für innen- und außenpolitische Zwecke erfolgreich zum Einsatz gebrachten obrigkeitlichen Frömmigkeitshaltung bei Herzog bzw. Kurfürst Maximilian I., dem Sohn und Regierungsnachfolger Wilhelms V., noch wesentlich ausgeprägter. Die ganz persönliche „Pietas“ und „Devotio“ Wilhelms V. soll durch diese Feststellung keineswegs herabgemindert werden. Doch zeigen alle stark ideologisch ausgerichteten Herrschaftssysteme das Nebeneinander einer echten und einer affektierten Ergebnis gegenüber der für verbindlich erklärten „staatstragenden“ Ideologie, wobei die Grenzen bei den Verantwortungsträgern oft fließend sind. Es ist schade, dass der Verfasser nicht deutlicher gemacht hat, dass es Wilhelm V. nicht allein um das „Seelenheil“ seiner Untertanen im Sinne der jesuitisch bestimmten katholischen Reform zu tun war, sondern dass die neu befestigte konfessionelle Systemtreue der bayrischen Zentralorte als praktische Basis eines allgegenwärtigen dynastischen Interventionsanspruchs verstanden wurde. So sehr der Autor dankenswerter Weise viele bislang wenig bekannte Details aus dem vielschichtigen Ideologisierungsprogramm der süddeutschen Hauptstädte einberichtet, so sehr greift er bisweilen in seiner Deutung wichtiger Manifestationen zu kurz. Bei der Fassade von St. Michael-München erkennt er anhand der reichen Literatur durchaus die über die plakativ beispielhafte Rechtgläubigkeit des dargestellten fürstlichen Personenkreises hinausgehenden dynastischen Führungsabsichten des Kirchenstifters, es fällt ihm jedoch nicht auf, dass alle Dargestellten gewappnet sind, angetan mit Harnisch und den Attributen der militärischen Befehlsebene. Damit ist in einem zentralen Bildprogramm der Residenzstadt das Potenzial einer von Bayern zugespitzten und fallweise auch prompt zur Anwendung gebrachten hegemonial-aggressiven Rechtgläubigkeit vorgetragen, wie sie sich schon im Kölner Krieg von 1583 gezeigt hatte und später in der Katholischen Liga Maximilians I. und damit im Dreißigjährigen Krieg höchst wirkungsvoll zum Einsatz kam. Auch der 1580 durch Verlegung der Benno-Reliquien von der Hofkapelle der Neuveste in die Frauenkirche angefachte Münchner Benno-Kult erfährt seine Ausdeutung nur im Rahmen kultischer und damit innerkirchlicher Überlegungen und erkennt nicht die eigentlich politische Stoßrichtung dieser Übertragung – die Schaffung eines von Freising unabhängigen Münchner Landesbistums, für dessen Zustandekommen die in die Obhut des Kollegiatstiftes gegebenen wundertätigen Bischofsgebeine eine religiös-ideologische Vorleistung bedeuteten.

Die generelle Verhaftung des Autors in der traditionellen Deutung Wilhelms V. und die Uninspiriertheit seiner fleißigen Material-Aufbereitung sind weniger dem Dissertanten als vielmehr der Betreuung durch den zuständigen Lehrstuhl anzulasten, der auch bei der Korrektur der Arbeit manche Falschmeldung schlicht übersehen hat. So entstand z.B. das Augsburger Jesuitenkolleg gewiss nicht auf dem Vorbesitz des „bayerischen Klosters Schäftlarn (Konradshof)“ (374/375); hier ist eine peinliche Verwechslung mit der Münchner Ausgangssituation zu beklagen. Doch ist das Buch dem engagierten Bavarica-Sammler dennoch zu empfehlen. Insgesamt stellt die Untersuchung für die Regierungsperiode Wilhelms V. nämlich reichlichen und vor allem gut gegliederten Stoff zur Verfügung und ist so gesehen ein nützliches Handbuch.

Richard Bauer, München

Brigitte Volk-Knüttel: Peter Candid (um 1548-1628). Gemälde - Zeichnungen - Druckgraphik (= Denkmäler Deutscher Kunst), Berlin: Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft 2010

486 S., ISBN 978-3-87157-229-6; EUR 89,00

Brigitte Volk-Knüttel hat sich Zeit ihres beruflichen Lebens mit dem Maler und Zeichner Peter Candid (um 1548 – 1628) befasst. Trug ihre 1964 vorgelegte Dissertation alle damals bekannten Fakten zu dem in Brügge geborenen und in Florenz aufgewachsenen Maler zusammen, so behandelte sie in späteren Jahren zwei spezielle Werkgruppen: 1976 erschien ihr Katalog der Candid'schen Tapisserien und 1989 befasste sie sich – gemeinsam mit Anna Bauer-Wild – mit dessen Wandmalereien in der Münchner Residenz sowie im Alten Schloss Schleißheim (Corpus der barocken Deckenmalerei, München – Profanbauten). Die nun vorgelegte und dank der Unterstützung der Ernst von Siemens-Kunststiftung opulent ausgestattete Publikation widmet sich Candid's „nicht wandfesten“ Gemälden (zumeist großformatige Altarbilder), seinen Kupferstichen sowie den Zeichnungen.

Obwohl in den Niederlanden geboren – das genaue Geburtsjahr ist nicht zu eruieren – wuchs Candid in Italien auf; sein Vater war Teppichwirker und wanderte 1558 nach Florenz aus, wo er in den Dienst Cosimos I. de Medici trat. Candid's Ausbildung unterlag daher ausschließlich italienischen Einflüssen. Das erste bekannte Werk, ein kleines Fresko in der Cappella di San Lucca in Florenz, datiert aus dem Jahr 1569; das früheste erhaltene und archivalisch nachweisbare Werk ist ein Privatauftrag aus dem Jahr 1578, eine Altartafel für den Dom von Volterra. Candid verstand sich zeitlebens „Pietro Candido“ nannte, als Italiener.

Knapp 40-jährig kam Candid 1586 nach München, wo ihn am Hofe Wilhelms V. ein Zentrum der Kunst und der Religiosität erwartete. Wie schon Albrecht V., an dessen Hof u.a. Jacobo Strada, Wilhelm Sustris, Hans Mielich u.a. wirkten, tat sich auch dessen Sohn Herzog Wilhelm als großer Bauherr, als Förderer der bildenden Künste und der Wissenschaften hervor. Zur Befriedigung seines Repräsentationsbedürfnisses wurden – ohne Rücksicht auf die Staatskasse – vor allem in Italien geschulte niederländische oder italienische Künstler beschäftigt. Candid, der sich zunächst mit zwei Altarbildern für den Neubau von St. Michael einführte, wurde rasch zum vielbeschäftigten Hofmaler. Doch der allzu verschwenderische Umgang des Herzogs mit dem Staatshaushalt hatte für Candid (wie auch für zahlreiche seiner Kollegen) zur Folge, dass er 1595 aus dem Fürstendienst entlassen wurde. Hochgeschätzt vom Herzog, blieb er allerdings auch ohne feste Anstellung weiter für diesen tätig und wurde nun – was sich als weitaus lukrativer erwies – pro Auftrag aus dessen Privatschatulle bezahlt. 1602, nachdem Wilhelm V. die Regierungsgeschäfte 1598 an seinen Sohn Maximilian I. übergeben und dieser die Staatsfinanzen durch eiserne Sparmaßnahmen allmählich wieder sanierte, erhielt der Künstler nochmals bis zu seinem Tod 1628 eine Festanstellung.

Trotz des Ansehens, dessen sich Candid bei seinen Dienstherrn erfreute, gibt nur wenige zeitgenössischen Quellen zu seiner Vita – nur Carel van Manders „Schilderboek“ (1604) und Briefe des Augsburger Kaufmanns und Agenten Philipp Hainhofer, der 1611/12 den Münchner Hof besuchte, geben Auskunft. Nach den Wirren und Umwälzungen des Dreißigjährigen Krieges geriet auch Candid's Werk in Vergessenheit. Es kam erst im 18. Jahrhundert u.a. durch Wenings „Beschreibung des Kurfürsten- und Herzogthums Ober- und Niederbayern“ (Band 1 nennt die wichtigsten Altarbilder der Münchner Kirchen und ihre Maler) allmählich wieder ins Bewusstsein der Kunstinteressierten.

Brigitte Volk-Knüttel stellt mit ihrem eindrucksvollen Buch Leben und Schaffen eines der bedeutendsten italienisch-münchenerischen Künstler des 16./17. Jahrhunderts vor: Sie schildert die künstlerische Situation in Florenz nach 1570 und Candid's Werke der italienischen Zeit. Weitere Kapitel sind dem Hof Wilhelms V. in München, der Stecherfamilie Sadeler (in die eine Tochter Candid's einheiratete) und der Entstehung des Stichwerks „Bavaria sancta“ (einer illustrierten Sammlung von Heiligen-Biografien) sowie der ersten Residenz Herzog Maximilians I. von 1603 und den Raumausstattungen seit 1612 (Kaiserhoftrakte der Münchner Residenz, das Alte Schloss Schleißheim, der Goldene Saal in Augsburg) gewidmet; Kurzbiografien lassen Candid's Mitarbeiter und Schüler lebendig

werden. Daran schließt sich der reich bebilderte, wissenschaftlich exakt bearbeitete Werk-Katalog (ausgewählte Werke auch in farbigen Abbildungen) der Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen. Die Autorin hat damit eine klassische Kunsthistoriker-Aufgabe vollbracht, die enormen Aufwand an Arbeit und Ressourcen erfordert und die heutzutage nur noch wenige Fachkollegen auf sich nehmen. Dank der sehr präzisen Texte und des erstklassig reproduzierten Bildmaterials legt Brigitte Volk-Knüttel keineswegs ein „trockenes Werkverzeichnis“ vor, sondern eine sehr lebendige und anschauliche Monografie, die eine der kunstpolitisch bedeutsamsten Epochen der bayerischen Kunstgeschichte wieder lebendig werden lässt.
Brigitte Huber, München

Willibald Sauerländer

Der Katholische Rubens. Heilige und Märtyrer, München: C. H. Beck Verlag 2011
304 S., ISBN 978-3-406-62362-2; EUR 38,00

„Mit dem Versuch, ein Buch über die Heiligen der römischen Kirche auf den Altarblättern von Peter Paul Rubens zu schreiben, betrete ich als Abkömmling einer Familie von reformierten Lehrern und Küstern, welcher alles Katholische verdächtig war und die sich schon in der Generation meiner Eltern ins Agnostische gewendet hat, fremden Boden.“ Mit diesem Satz beginnt der Doyen der deutsche Kunstwissenschaft, Willibald Sauerländer (*1924), früher Ordinarius in Freiburg, dann Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, dazu vielfach Gastprofessor in Harvard, Oxford u.a., sein Buch „Der katholische Rubens, Heilige und Märtyrer“. Er erinnert daran, dass die meisten Altarbilder von Rubens in Galerien und Museen hängen, z.T. schon seit dem 17. Jahrhundert wie die drei Altarbilder der Jesuitenkirche in Neuburg an der Donau. Um das riesige Weltgerichtsbild des Choraltars (1616; 606 x 460 cm) wurden zuerst die Galerie der wittelsbachischen Kurfürsten in Düsseldorf (1711) und dann die Pinakothek in München gebaut (1836). Aber die Altarbilder des Rubens wurden nicht nur materiell den Kirchen entrissen, sondern auch in ihrer Deutung durch deutsche und französische Kunstgelehrte. Rubens wurde als Meister der Farbe, als großartiger Erzähler, voll ungestümer Kraft und erotischem Feuer gepriesen, aber die Gegenwart des Heiligen in seinen Altarbildern wurde nicht gesehen. Hippolyte Taine (1828–1893) schrieb in seiner „Philosophie de l’art“: „sous le vernis catholique, les moeurs, la pratique, le coeur, l’esprit, tout est paien“ (186). Diese „Blindheit“ der aufgeklärten Nachwelt für den katholischen Rubens klärt Sauerländer auf, indem er meisterlich die Ikonografie der Heiligenbilder auflöst, und nachweist, wie der Maler das Heidnische in das Katholische „eingeschmolzen“ hat. Als Quellen für diesen Schmelzprozess stellt Sauerländer das Antikenstudium des Malers, die italienische Kunsttheorie des 16. Jahrhunderts und die Dichtung von Prudentius bis Andreas Gryphius heraus. Die Legenda Aurea sind für flämische Heilige, lokale Legenden und die Orationen der Tagesmessen an den Heiligenfesten die wichtigsten Schlüssel für die Bildsprache der Heiligenbilder im Werk des Rubens. Während sich der (um mit Sauerländer zu sprechen) heute noch katholische Kirchgänger freut, mit welchem Eifer der agnostische Gelehrte bekannte Kirchentexte entdeckt, wächst sein Ärger, dass kaum ein katholischer Theologe die Brücke von den alten Texten zu den Bildern finden kann. Das Schauen, zumal das kritische, kommt in der theologischen Ausbildung nicht mehr vor.

Das Buch „Der katholische Rubens“ ist bewundernswert und außergewöhnlich gut ausgestattet (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). Es behandelt alte und neue Heilige, ihre Verehrung, Ortsheilige, den Reliquienkult und die neue Inbrunst der Märtyrerverehrung. Seinen Höhepunkt erreicht das Buch im 9. Kapitel, das „Märtyrertod und Theodizee“ heißt und dem Bethlehemitischen Kindermord in der Alten Pinakothek gewidmet ist: „... eine erschreckende Zurschaustellung tyrannischer Grausamkeit und irdischen Jammers oder eine immer noch Trost spendende Feier der himmlischen Gnade ... auf das Blut der Kinder streuen Engel Blumen ... Wir stehen vor einem Schauspiel in dem Irdisches und Überirdisches blutend und erlösend ineinander verwoben sind: der Vernunft ein Skandalon, dem Glauben ein Wunder“ (240). Sauerländer deckt die religiösen Wurzeln der Heiligenbilder des Rubens auf, im Denken der Zeit, im kultischen Zusammenhang. Er macht

es unmöglich, ernsthaft vom Werk des Rubens zu sprechen, ohne seinen katholischen Wurzelgrund zu sehen. Man könnte meinen, er habe Rubens der Kirche zurückgegeben, wenn nicht für Sauerländer „die Verschmelzung der heidnischen Leiblichkeit mit der christlichen Vorstellung vom Opfertod einer versunkenen – archaischen – Welt angehören“ würde. „Es bleibt nur der Versuch des Historikers, an das aus respektablen Gründen Übersehene zu erinnern“ (279).

An einem Punkt aber muss widersprochen werden. Sauerländer deutet das Hochaltarbild des Freisinger Doms von 1624, das Montgelas 1805 in die Schleißheimer Galerie bringen ließ, als „Maria Victoria“ als „Palladium der kämpfenden und siegenden Kirche“; es hat für ihn etwas Erschreckendes vor dem „Hintergrund von Glaubensunterdrückung und Intoleranz, Feuer und Schwert“. Es ist aber kein Denkmal „Maria vom Siege“, sondern Maria als Apokalyptische Frau, ein Trostbild für Christen in schwerer Zeit, wie schon der Text der Johannes-Offenbarung als Trostbuch geschrieben wurde. Der von Michael, dem Führer der himmlischen Heerscharen gestürzte Drache und seine Engel stellen nicht die Reformation dar, sondern den Krieg. Hinter dem Teufel mit der Löwenmaske, dem untersten der Engel des Drachen, steckt viel eher Kardinal Richelieu, der – Rubens wohlbekannt – 1624 alles tat, um den Krieg zu verlängern und so Spanien zu schwächen, als Luther oder Calvin. Das Freisinger Hochaltarbild war zumindest an seinem ursprünglichen Standort im Zusammenhang mit Holzskulpturen nicht nur ein Bild der Dompatronin zwischen den anderen Dompatronen Korbinian und Sigismund und des Dreifaltigen Gottes, sondern ein Zeichen der Hoffnung auf Frieden mitten im Dreißigjährigen Krieg. Die „furia del pennello“ (die Furie des Pinsels), die Bellori an Rubens rühmte, diente nicht der Furie der Religionskriege, sondern war gegen diese gewandt.

Rubens ist aus drei Gründen für Bayern eine entscheidende historische Gestalt:

1. Wegen der von ihm 1616 bis 1625 nach Bayern gelieferten Werke (vier Altarbilder für Herzog Wilhelm von Neuburg, davon zwei in der Pinakothek, zwei in Neuburg/Staatsgalerie, ein Altarbild für die Münchner Augustiner (Neuburg w.o.), vier Jagdbilder für Herzog Maximilian (davon noch eines in der Pinakothek) und der Freisinger Hochaltar).
2. wegen der großen Sammlung seiner Werke, die aus Wittelsbachischen Sammlungen in München, Mannheim und Düsseldorf in München vereinigt wurden.
3. als Vorbild für Münchner Hofmaler wie Georg Vischer und Ulrich Loth, für Matthias Kager in Augsburg und vor allem für Cosmas Damian Asam, der sich seit seiner Arbeit in Freising 1724 Farbigkeit, Komposition und Figurentypen des Rubens zum Vorbild nahm. Erich Hubala schrieb 1964 zu Recht, Asam sei der erste Maler in Süddeutschland und Österreich, der Rubens wirklich verstanden und verehrt habe.

Mit dem Werk des Rubens beginnt nicht nur jene bis zu Beethoven dauernde Epoche des „Reichskirchenbarock“ (vgl. Beitrag des Autors in OA 135), sondern auch eine spezifisch bayerische Variante dieses Epochenstils. Auch darum ist „Der katholische Rubens“ von Willibald Sauerländer ein wichtiges Buch zum Verständnis bayerischer Kunst.

Peter B. Steiner, Freising

Matthias Memmel / Claudius Stein (Hg.): „Ganz unbrauchbar ...“. Die Pollinger Pinakothek der Ludwig-Maximilians-Universität, Verlag Lutz Garnies: Haar 2011 (LMUniversum 11)

95 S., ISBN 978-3-926163-72-1; EUR 14,90

Seit 2003 gibt das Archiv der Universität eine populär gehaltene Publikationsreihe heraus, die auf mittlerweile ein knappes Dutzend Bände angewachsen ist. Sie behandelt Themen aus der älteren und jüngeren Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München. Der jüngste, 2011 erschienene Band der Reihe „LMUniversum“ befasst sich mit einer ab 1760 vom Pollinger Propst Franz Töpsl (1711–1796) initiierten Gemäldegalerie, die Ordensangehörigen aus ganz Europa gewidmet war; diese hatten sich durch „doctrina et sanctitate“ ausgezeichnet. Im Zuge der Säkularisation 1803 gerieten die knapp 200 Ölbilder zunächst in den Besitz der Universität Landshut und von hier schließlich nach München;

heute befinden sie sich im Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität. Trotz ihres desolaten Erhaltungszustands wurden die Gemälde im Oktober 2010 in München und ein zweites Mal 2011 anlässlich des 300. Geburtstags von Töpsl in Polling gezeigt.

Der vorliegende Band enthält zunächst einen Beitrag von Alois Schmid zur Geschichte der Pollinger Bibliothek, die sich im Lauf von gut 300 Jahren nicht nur zur bedeutendsten Klosterbibliothek im oberdeutschen Raum, sondern zur wichtigsten wissenschaftlichen Bibliothek Süddeutschlands überhaupt entwickelt hatte. Maßgeblichen Anteil daran hatte der schon genannte letzte Propst des Klosters, unter dem das Kloster nicht nur optisch verändert (Barockisierung der Klosterkirche, Bau eines Bibliothekssaals), sondern vor allem auch zu einem Zentrum der Wissenschaft ausgebaut wurde. Selbst Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, erweiterte Töpsl die Bibliothek systematisch, so dass sie in seiner Ägide schließlich auf 80.000 Bände anwuchs. Gesammelt wurden Werke der Theologie, der Jurisprudenz, der Geschichte, der Philologie, der Kunst, der Pädagogik und der Naturwissenschaften.

Der zweite Beitrag von Wolfgang Jahn, Referatsleiter am Haus der Bayerischen Geschichte, befasst sich mit den Pollinger Chorherren-Porträts. Töpsl legte ab 1760 ein (nie publiziertes) Lexikon der Schriftsteller des Augustiner-Chorherrenordens an, das auch Abbildungen der Genannten enthalten sollte; die ca. 2.000 Lexikon-Artikel befinden sich heute in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek München. Für die durchaus schwierige Beschaffung der Bildnisse – vor allem die Zeitgenossen sollten möglichst lebensnah dargestellt sein – begann der Propst eine kreuz und quer durch Europa reichende Korrespondenz mit Klöstern seines Ordens. Aus den zugesandten Kupferstichen und Nachzeichnungen von Ölbildern traf Töpsl eine Auswahl, die er auf Leinwand nachmalen und im Kloster aufhängen ließ. Die Bilder sollten seinen Mitkonventualen ein Ansporn sein, sich ebenfalls wissenschaftlich zu engagieren. Im Zuge der Säkularisation wurde nicht nur die wertvolle Pollinger Bibliothek, sondern auch die Porträt-Serie, die zu diesem Zeitpunkt 187 Bilder umfasste, nach München verbracht, von wo aus sie per Floß an die Universität Landshut kam. Mit der Verlegung der Universität im Jahr 1826 kehrte die Gemäldesammlung schließlich wieder nach München zurück. Im Universitätsarchiv München haben sich 88 dieser Porträts erhalten.

Anders als 1803, als man die Gemälde als „ganz unbrauchbar“ beurteilte, wird der außergewöhnliche Zyklus mittlerweile geschätzt, weshalb sich die Universität entschloss, ihn wissenschaftlich bearbeiten zu lassen. Wolfgang Jahn, der durch den Abgleich mit Töpsls Schriftstellerlexikon nahezu alle Dargestellten identifizieren konnte, stellt die Geschichte dieser Sammlung detailreich dar. Alphabetisch geordnete Abbildungen aller vorhandenen Gemälde runden seinen Beitrag ab. Details zu den Biografien sucht man in der Publikation vergebens; sie hat der Autor nur im Internet eingestellt. Der Hinweis darauf ist leider in den Anmerkungen versteckt und daher für nichtwissenschaftliche Leser leicht zu übersehen. Es mag sein, dass man neue Erkenntnisse heutzutage leichter via Internet verbreitet als in klassischen Publikationen; sie auf beide Medien zu splitten, ist jedoch eine unsinnige Idee und verärgert den Leser des Druckwerks, der ein Recht darauf hat, das gesamte Ergebnis mitgeteilt zu bekommen. Dass in Jahns Internetversion übrigens ausgerechnet für Gerhoh Steigenberger, ebenfalls ein Exponent Pollinger Gelehrsamkeit, ein falsches Foto eingestellt wurde, ist ein Versehen, das schleunigst behoben werden sollte.

Die Pollinger „Pinakothek“, die knapp 90 bedeutende Augustiner-Chorherren aus ganz Europa versammelt, ist ein Kuriosum, dessen Bedeutung vor allem in seinem wissenschaftsgeschichtlichen Wert und in seiner Relevanz für die Geschichte dieses Ordens liegt (es verwundert deshalb, dass die Herausgeber sich nicht um ein Grußwort eines Ordensrepräsentanten bemüht haben). Der kunsthistorische Wert der Bilder ist eher marginal, da Töpsl die ihm vorliegenden Porträtzeichnungen und Kupferstiche von eher unbedeutenden Künstlern hat nachmalen lassen.

Ein wunder Punkt ist nach Meinung der Rezensentin der Zustand der Gemälde: Der wissenschaftlichen Aufarbeitung sollte auch die Restaurierung folgen. Gefragt wäre hier in erster Linie die staatliche Denkmalpflege, die gewissermaßen eine späte Wiedergutmachung für die Kulturvernichtung in der Säkularisation leisten könnte. Wäre der Anfang erst einmal

gemacht, würden sich vielleicht auch unter den Pollinger Konzertbesuchern Sponsoren finden lassen.

Brigitte Huber, München

Iris Lauterbach (Hg.): Klosterkultur in Bayern vor der Säkularisation – zwischen Heilsgeschichte und Aufklärung, München 2011 (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte 28)

128 S., ISBN 978-3-9806071-7-9; EUR 15,00

Auf den ersten Blick erscheint der Titel des vorliegenden Sammelbandes als ein Fehlgriff, denn er suggeriert einen umfassenden Überblick über die Kultur bayerischer Klöster im 17. und 18. Jahrhundert und verrät mit keinem Wort, dass das Kloster Raitenhaslach, das älteste bayerische Zisterzienserklöster, im Mittelpunkt der Beiträge steht. Es handelt sich um die Ergebnisse einer Tagung, die 2009 in der Folge des Erwerbs von Teilen der barocken Klosteranlage durch die Stadt Burghausen im Jahr 2005 und der daraus resultierenden bauhistorischen und restauratorischen Untersuchung der Baulichkeiten in München und Burghausen stattfand. Tatsächlich haben jedoch die beiden einleitenden Beiträge einen weiteren, teilweise sogar einen europäischen Horizont, vor dem dann in den fünf folgenden Beiträgen die Fokussierung auf Raitenhaslach erfolgt. Von daher lässt sich auch der Publikationstitel vertreten.

Der emeritierte Berner Frühneuzeithistoriker Peter Hersche geht zum Auftakt der Frage nach, warum es in Europa außerhalb Süddeutschlands, Österreichs und der Schweiz kaum „Klosterschlösser“, also prunkvolle barocke Klosteranlagen, gab. Er sieht dabei vor allem drei Faktoren: In den süd- und westeuropäischen Ländern habe es kaum neuere kriegsbedingte Schäden an den Klöstern, aber relativ viele jüngere Renaissancebauten gegeben. Während in der Klosterlandschaft des deutschsprachigen Raums der Anteil der Prälatenorden relativ hoch gewesen sei, hätten in den romanischen Ländern die in den Städten angesiedelten Bettelorden überwogen. Als wichtigsten Faktor sieht er aber die Einrichtung der Kommende in den katholischen Ländern des Südens, die einen großartigen Klosterausbau bei den nicht vor Ort amtierenden Kommendataräbten als nicht wünschenswert erscheinen ließ, da er ihre Einkünfte hätte schmälern können. Weitere Fragen, wie die nach dem Einfluss von Säkularisationsängsten oder fiskalischen Eingriffen in Südeuropa kann Hersche mangels ausreichender Quellenbasis vorerst nur aufwerfen, ohne sie zu beantworten.

Mit dem Einfluss des Konkurrenzdenkens altbayerischer Abteien auf das Bildprogramm in den Fresken barocker Klosterkirchen setzt sich der Bamberger Kunsthistoriker Franz Matsche auseinander. Er sieht dabei die Tatsache, dass sowohl Benediktbeuern 1683 bis 1687 als auch Tegernsee ab 1687 ihre Kirchen von Hans Georg Asam ausmalen ließen, als Zeichen regionaler Konkurrenz. Die in Tegernsee auf ein vermeintlich frühes Gründungsdatum und in Niederaltaich über 20 Jahre später auf den Kirchenpatron Mauritius bezogenen Bildprogramme sieht er als Ausdruck des Ringens beider Abteien um den Primat in Bayern. Wiederum regionale Konkurrenz zu Niederaltaich habe Oberaltaich dazu veranlasst, sich bei der Ausmalung der Kirche zwischen 1727 und 1730 die Gründungslegende Niederaltaichs anzueignen. Matsches Ausführungen leiden allerdings unter der Tatsache, dass die hier vorgenommene Bildanalyse alleine keine schlüssige Auskunft darüber geben kann, ob in allen diesen Fällen tatsächlich ein direktes Konkurrenzdenken die Ursache war oder nicht eher ein zeitbedingtes allgemeines Streben nach Steigerung der eigenen Bedeutung. Zur sicheren Klärung müssten auf jeden Fall noch zusätzlich schriftliche Quellen herangezogen werden.

Mit dem Beitrag des Münchner Architekturhistorikers Hans Lange über den Wandel in Raitenhaslachs Architektur im 18. Jahrhundert konzentrieren sich dann die folgenden Abhandlungen auf das Zisterzienserstift an der Salzach. Lange zeigt, etwa am Beispiel der Turmfront der Kirche oder der sich der Kirche unterordnenden Prälaturfassade, auf, wie sich die Äbte von Raitenhaslach bei der Barockisierung des Klosters im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch bewusst in zisterziensischer Zurückhaltung übten und auf ein konkurrierendes Auftrumpfen gegenüber anderen Abteien verzichteten. Erst im 1764

erbauten Steinernen Saal sieht er ein absichtsvolles, nach außen gerichtetes Bekenntnis zu den Repräsentationspflichten eines kurbayerischen Landstandes. In dem bis 1785 vollendeten Bibliotheksbau, dem letzten größeren Bauvorhaben eines bayerischen Klosters, erkennt Lange den Willen Raitenhaslachs, sich angesichts zunehmender Tendenzen in Staat und Gesellschaft, die Prälatenklöster kritisch zu sehen, eine bildungspolitische Zukunftsperspektive zu verschaffen.

Mit zwei weiteren Beiträgen schließt der baugeschichtliche Teil dieses Sammelbandes ab: Aufgrund der überlieferten schriftlichen und bildlichen Quellen und der Baubefunde kommt Paul Huber vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege zu dem Ergebnis, dass das heutige Erscheinungsbild der Kirchenfassade nicht mehr der ursprünglichen Intention entspricht, die Kirche als integrativen Bestandteil des gesamten Klosterkomplexes erscheinen zu lassen. Einen Überblick über die Baugeschichte der Klosteranlage mit allen ehemaligen Nebengebäuden bietet im Anschluss der Raitenhaslacher Heimatpfleger Wolfgang Hopfgartner.

Aspekten klösterlichen Kulturlebens sind die beiden letzten Beiträge gewidmet: Sibylle Appuhn-Radtke analysiert die nur bildlich überlieferten ephemeren Ehrenpforten, die bei der Translation dreier aus Rom erhaltener heiliger Leiber anlässlich der 600-Jahrfeier des Zisterzienserordens im Jahr 1698 eine herausragende Rolle spielten. Überzeugend kann sie die Triumphpforten innerhalb der Klosteranlage am äußeren Torturm, an der inneren Klosterpforte und am Kirchenportal positionieren. Mit klösterlicher Kultur in Bayern, aber nur am Rande mit Raitenhaslach setzt sich der abschließende Beitrag von Andrea Teuscher auseinander. Sie untersucht und beschreibt zwei Thesenblätter des dem Jesuitenkolleg angegliederten Kurfürstlichen Lyzeums St. Franz Xaver in Burghausen und des ebenfalls den Jesuiten unterstellten Erzherzoglichen Gymnasiums in Passau, die wohl nur zufällig in Raitenhaslach überliefert sind.

Trotz des etwas unglücklichen Titels und auch wenn der hier besprochene Sammelband nicht alle an ihn gestellten Erwartungen erfüllen kann, so hätte man sich etwa nähere Ausführungen zu der zum Teil im unberührten Originalzustand überlieferten Innenausstattung der erhaltenen Klostertrakte gewünscht, bleibt es dennoch das Verdienst dieser Publikation, dass sie ein lange Zeit im Abseits stehendes Beispiel bayerischer Klosterkultur des 18. Jahrhunderts wieder stärker in den Blickpunkt der Öffentlichkeit rückt. Darin liegt auf jeden Fall ein großer Gewinn.

Manfred Peter Heimers, München

Carsten Stühning: Der Seuche begegnen. Deutung und Bewältigung von Rinderseuchen im Kurfürstentum Bayern des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main: Peter Lang 2011 (Kieler Werkstücke, Reihe E: Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 9)

201 S., ISBN 978-3-631-60702-2, EUR 42.80

Es überrascht ein wenig, ein Thema, das für die Geschichte des frühneuzeitlichen Agrarlandes Bayern von einiger Bedeutung sein müsste, nicht in einer Reihe zur bayerischen Landesgeschichte, sondern in der Reihe der „Kieler Werkstücke“ publiziert zu finden. Dabei ist die vorliegende Arbeit nicht einmal in Kiel entstanden, sondern im Jahr 2010 als Dissertation an der Universität Göttingen, im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs „Interdisziplinäre Umweltgeschichte“. Obwohl der Untersuchungsgegenstand für die bayerischen Bauern des 18. Jahrhunderts von existenzieller Bedeutung war und daher auch die Aufmerksamkeit der bayerischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte hätte finden müssen, ist er bisher in der landesgeschichtlichen Forschung auf wenig Beachtung gestoßen. Umso dankbarer muss man daher dafür sein, dass sich Carsten Stühning dieses Themas angenommen hat und dass seine Arbeit nun wenigstens an unerwarteter Stelle erscheint.

Stühning geht sein Thema primär unter sozialgeschichtlichen Aspekten an. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht die Frage: „Wie begegneten Menschen in Bayern dem frühneuzeitlichen Krisenphänomen Rinderseuche?“ (11). Wirtschaftsgeschichtliche Gesichtspunkte interessieren ihn dabei weniger. Auch die Umweltgeschichte spielt für den

Verfasser keine besondere Rolle, obwohl er deren Relevanz für dieses Thema ausdrücklich hervorhebt. Ihm geht es in seiner Dissertation in erster Linie um eine Analyse der Reaktion der Menschen und der kurfürstlichen Behörden auf das Auftreten von massenhaften Erkrankungen des Hornviehs, um die Frage, ob sich angesichts einer existenziell bedrohlichen Situation im Verlauf des 18. Jahrhunderts bei der Krisenbewältigung ein Wandel in den Denk- und Handlungsmustern beobachten lässt.

Ein allzu knapper Überblick über die politische und wirtschaftliche Entwicklung des Kurfürstentums Bayern im letzten Jahrhundert des Ancien Régime, in dem Stühning etwas unglücklich formuliert, dass Kurfürst Maximilian IV. Joseph 1806 zum König „ernannt“ wurde (20), leitet die Untersuchung ein. Der Umgang mit sich seuchenartig ausbreitenden Rinderkrankheiten wird in diesem Abschnitt am Fallbeispiel eines Seuchenausbruchs in Moosburg im Jahr 1795 ausführlich dargestellt. Stühning zeichnet hier nach, wie die Behörden und der vom Rentamt Landshut beauftragte Physicus Max Karl Keller in der Seuchenbekämpfung vorgingen. Da die Maßnahmen des Arztes ihn einerseits in einen Konflikt mit dem örtlichen Abdecker und andererseits in Auseinandersetzungen mit dem Collegium Medicum in München brachten, ist es wohl eher als euphemistisch zu bezeichnen, wenn Stühning in seinem Resümee behauptet, „dass die verschiedenen Akteure miteinander kooperierten, um die Seuche einzudämmen“ (40).

Mit der Frage, wie die Menschen des 18. Jahrhunderts Rinderseuchen deuteten, setzt sich die Arbeit in einem zweiten Abschnitt auseinander. Sie unterscheidet dabei im Wesentlichen zwei Deutungsmuster, die sich jedoch nicht ausschlossen, sondern unter gegenseitiger Anerkennung durchaus nebeneinander bestehen konnten. Auf der einen Seite war dies die medizinische Deutung, die in weitgehender Analogie zur zeitgenössischen Humanmedizin bei deutlich als unterschiedlich anerkannten Erkrankungen von den damals gängigen Seuchentheorien der Contagion, also der Ansteckung durch physischen Kontakt mit krankheitserregenden Kleinstlebewesen, oder des Miasmas, der Erkrankung durch schädliche Lüfte, ausging. Auf der anderen Seite standen die religiös begründeten Deutungsmuster einer Strafe Gottes für menschliches Fehlverhalten. Allerdings bieten die von Stühning als Belege für das letztere Deutungsmuster angeführten Beispiele aus Mirakelbüchern oder Motivtafeln keine Anhaltspunkte für die Ursachendeutung. Sie zeigen lediglich, dass sich die Menschen durch die Zuwendung zu Gott und den Heiligen Hilfe in der Not erhofften –im katholischen Bayern des 18. Jahrhunderts eigentlich eine Selbstverständlichkeit in allen Lebenslagen.

Gemäß der eben skizzierten Zweiteilung differenziert auch der nächste Untersuchungsabschnitt, der sich mit den Versuchen zur Bewältigung der Viehseuchen auseinandersetzt, zwischen religiösen und weltlichen Strategien. Es sind dies, von der kirchlichen Obrigkeit gefördert, zunächst einmal Wallfahrten, Segnungen und Andachten. Bei den weltlichen Strategien der Tiermediziner unterscheidet Stühning zwischen präventiven und kurativen Maßnahmen, die sich jedoch nicht wesentlich voneinander unterscheiden. Hier führt er vor allem Tierhygiene und Medikamente auf. Wie in allen anderen Bereichen des „Policeywesens“ ist auch bei der Bekämpfung der Rinderseuchen im Verlauf des 18. Jahrhunderts eine Zunahme des behördlichen Engagements erkennbar. Der Autor schreibt diese Tendenz mit Recht sowohl der großen Bedeutung der Viehwirtschaft für die bayerischen Bauern als auch dem obrigkeitlichen Versuch zu, in allen Lebensbereichen regelnd einzugreifen. Stühning arbeitet heraus, dass die kurfürstlichen Behörden vor allem für eine Politik der Isolation erkrankter Tiere eintraten und darüber hinaus in erster Linie die Maßnahmen der Tiermediziner unterstützten.

Die Konflikte, die sich zwischen der Bevölkerung, der Geistlichkeit, den Tiermedizinern und den kurfürstlichen Behörden über die richtigen Methoden der Seuchenbekämpfung und über die Übernahme der entstandenen Kosten entwickelten, sind Gegenstand des abschließenden Kapitels der Untersuchung. Stühning kann dabei im Wesentlichen zwei Konfliktursachen herauskristallisieren, die Verwissenschaftlichung der Tiermedizin einerseits, die überlieferte Seuchenbekämpfungsmechanismen zunehmend in Frage stellte, und andererseits die obrigkeitlichen Versuche, den Kampf gegen die Tiererkrankungen bürokratisch zu regeln. Beide Tendenzen verstärkten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts und drängten vorwissenschaftliche und religiöse Bewältigungsformen allmählich zurück.

Dass auf der anderen Seite die bäuerlichen und kirchlichen Denk- und Handlungsmuster einem vergleichbaren Wandel nicht unterlagen, ergibt sich aus diesem Kontext fast von alleine, so dass Stühling diesen Sachverhalt in seinem Untersuchungsergebnis nicht ausdrücklich hervorhebt.

So interessant die vorliegende Arbeit in ihrem Ansatz für die Agrar- und Mentalitätsgeschichte Bayerns auch ist, so darf man jedoch die bereits genannten und einige weitere Schwächen nicht übersehen: Wohl bedingt durch die Quellensituation konzentriert sich Stühling etwas zu sehr auf den niederbayerischen Raum und auf die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, die sicherlich infolge der sich in der Wissenschaft und den Behörden allmählich durchsetzenden Aufklärung den Zeitraum des größten Wandels umfassen. Hinzu kommt der nicht ganz geglückte Aufbau der Untersuchung, der in jedem Kapitel durch einen anderen Blickwinkel auf die gleichen Sachverhalte zahlreiche Redundanzen erzeugt. So begegnet man dem Fallbeispiel Moosburg und den Seuchenbekämpfungsmaßnahmen des Physicus Keller und der kurfürstlichen Behörden im Jahr 1795 in jedem Abschnitt! Eine weitere Auffälligkeit soll hier nur erwähnt werden: Das Quellen- und Literaturverzeichnis wird durch die Auflistung jedes herangezogenen Lexikonartikels, jedes benutzten Lexikonbandes und jeder einzelnen Abhandlung aus Sammelbänden unnötig aufgebläht. Bei all dieser Kritik im Einzelnen bleibt aber insgesamt doch zu konstatieren, dass Stühling mit seiner Dissertation einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Bedeutung von Viehkrankheiten für die Menschen in Bayern am Ende des Alten Reiches und des in dieser Zeit sich anbahnenden Wandels hin zu einem rationaleren Umgang mit solchen Katastrophen geleistet hat.

Manfred Peter Heimers, München

Isabell Grimm-Stadelmann / Alfred Grimm: Fürsten und Pharaonen. Ägypten in Bayern, München: Deutscher Kunstverlag 2011

360 S., ISBN 978-3-422-07082-0; EUR 39,90

Die Kulturwissenschaftlerin Isabel Grimm-Stadelmann und ihr Ehemann, der Ägyptologe Alfred Grimm, haben ein einst im Palais Leuchtenberg aufbewahrtes Ensemble französischer Empiremöbel zum Anlass genommen, sich auf die Suche nach ägyptischen Kulturphänomenen in München bzw. Bayern zu begeben. Herausgekommen ist dabei eine facettenreiche Publikation, die zeigt, dass das Interesse an Ägypten keineswegs nur eine Modeerscheinung des 19. Jahrhunderts war.

Rund ein Drittel des Buches nimmt das Kapitel „Philägyptizismus oder Ägypten in Bayern. Die Wittelsbacher und das Land am Nil“ ein. Es befasst sich in knapper Form zunächst mit ägyptisierender Motivik in Bayern und München: Während die vorgestellten fürstlichen Beispiele allesamt aus dem 19. Jahrhundert stammen (Raumausstattungen in Neuschwanstein, Linderhof, Hohenschwangau, Münchner Residenz sowie dem Königshaus auf dem Schachen; Simon Quaglios Bühnendekorationen zur Münchner Aufführung der „Zauberflöte“), reichen die angesprochenen „Ägyptizismen“ (9) im Münchner Stadtbild vom Barock bis in die Gegenwart (Obelisk an den Fassaden der Dreifaltigkeitskirche, des Justizpalastes, auf der Gebtsattelbrücke; Grabmäler; Obelisk am Karolinenplatz; Portalwand des neuen Ägyptischen Museums etc.). Der darauf folgende Abschnitt thematisiert Pilgerfahrten und Ägypten-Reisen bayerischer Fürsten. Unter Verweis darauf, dass die „vielfältigen kulturellen Beziehungen zwischen Bayern und dem Orient“ auf eine „mehr als 800 Jahre alte Tradition zurückblicken“ (29), behandeln die Autoren hierin u.a. die Teilnahme Ludwigs des Kelheimers am Kreuzzug von Damiette 1212/21 (er hatte die Rückeroberung Jerusalems von den Türken zum Ziel), die Jerusalem-Reise Ottheinrichs im Jahr 1521 (der Pfalzgraf kam gar nicht nach Ägypten) sowie die Ägypten-Reisen Herzog Maximilians in Bayern (1838) und des Kronprinzen Rupprecht (1896, 1899 und 1911). Auch der Abschnitt „444 Jahre Münchner Ägyptica“, der sich mit ägyptischen Werken in Münchner Sammlungen beschäftigt und neben interessanten Erwerbungs geschichten auch einen Beitrag zur komplizierten Entwicklungsgeschichte der einschlägigen Münchner Museen bietet, ist extrem breit angelegt, bleibt aber strikt am Thema. Die Autoren beginnen mit Albrecht V. (1528–

1579), dessen Kunstkammer schon einige Ägyptica enthielt (mit dem Ankauf der Widmannstetter'schen Bibliothek legte dieser auch den Grundstock zur Orientalistik-Sammlung der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek), und Wilhelm V. (1548–1626), unter dessen Ägide München zu einem Zentrum der in Europa beginnenden ägyptologischen Forschungen wurde. Viel Raum nimmt die Tätigkeit Johann Georg Herwarths von Hohenburg ein, der um 1610 den „Thesaurus Hieroglyphicorum“, einen Katalog aller in Europa bekannter „hieroglyphischen Denkmäler“ herausgab. Es folgen Beschreibungen der unter Kurfürst Karl Theodor für das Antiquarium und unter Ludwig I. für die Glyptothek angeschafften ägyptisierenden Objekte. Von Interesse sind auch die Ausführungen zum Ägyptischen Cabinet der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, für das mehrere Privatsammlungen erworben wurden, und zum Ägyptischen Saal der Vereinigten Sammlungen im Galeriegebäude am Hofgarten.

Das zweite Hauptkapitel widmet sich dem in Frankreich entstandenen Möbelstil des Empire und dessen Rezeption am Münchner Königshof. Zum besseren Verständnis der komplexen Ikonografie und ihrer Quellen beginnen die Autoren mit einschlägiger mittelalterlicher bzw. frühneuzeitlicher Emblematis. Dann wird Napoleons Ägypten-Feldzug 1798 – 1802 behandelt, an dem zahlreiche Gelehrte, Ingenieure und Künstler teilnahmen; deren Forschungsergebnisse lösten eine internationale Ägypten-Begeisterung aus und beeinflussten auch die Empire-Mode des frühen 19. Jahrhunderts. Nicht nur fürstliche Möbel-Ausstattungen waren im neuen Geschmack gestaltet, selbst am Leichenwagen für Königin Therese lassen sich ägyptisierende Elemente finden.

In einem dritten Hauptkapitel schließlich publizieren die Autoren erstmals ein um 1829 in Paris gefertigtes 31-teiliges ägyptisierendes Möbel-Ensemble, das sich heute in Schloss Nymphenburg befindet: Es umfasst ein Kanapee, 12 Fauteuils und 18 Stühle. Ursprünglich Teil der Ausstattung von Schloss Malmaison bei Paris kamen die Möbel nach dem Tod der französischen Kaiserin Joséphine (der ersten Gattin Napoleons) 1814 an ihren mit einer bayerischen Prinzessin verheirateten Sohn Eugène de Beauharnais. Dieser verwendete die originelle Erbschaft in seinem Münchner Palais Leuchtenberg. Dessen letzter Bewohner, Kronprinz Rupprecht, ließ die Möbel noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nach Nymphenburg auslagern, wo sie die Kriegsjahre unversehrt überstanden. An die umfangreichen Erläuterungen zu Entstehung, Provenienz und Ikonografie des Ensembles schließt sich ein Bildteil an, der jedes Möbelstück mit mindestens 9 Fotos dokumentiert (das Möbel im Ganzen, Firmenzeichen, Rücklehne, Sitzfläche, Vorderkante, zwei Seitenkanten in Klein, Rücklehne und Sitzfläche in Groß).

Abschließend sei auch Kritik erlaubt: Etwas unglücklich ist bereits der plakative Titel „Fürsten und Pharaonen“ gewählt, der eine echte Wechselbeziehung Bayerns mit der antiken Hochkultur am Nil suggeriert. Die Publikation krankt zudem an einer gewissen Ziellosigkeit und an punktueller Überinformation. Ein breiter Kenntnisstand verleitet das Autorenpaar immer wieder zu Detailversessenheit und Weitschweifigkeit, die von der jeweiligen Ausgangsinformation ablenken. Das gilt gleichermaßen für bestimmte Textbausteine (vgl. z.B. das Kapitel der – nicht immer zwangsläufig nach Ägypten ausgerichteten – Fürsten-Reisen in den Orient) wie für die optische Gestaltung. Offensichtlich nicht durch ein knappes Budget diszipliniert, wurde den Autoren die Doppelung von Fotos zum Gestaltungsprinzip (75, 135, 140/141). Geradezu ermüdet wirkt der ebenso opulent wie redundant dokumentierende Bildteil zur Möbel-Serie. Eine sensiblere grafische Gestaltung wäre hier möglicherweise hilfreich gewesen.

Brigitte Huber, München

Kommission für bayerische Landesgeschichte (Hg.): König Ludwig II. von Bayern. Krankheit, Krise und Entmachtung, München: C.H. Beck 2011 (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Bd. 74, H. 2)
725 S., ISSN 0044-2364; EUR 24,80

Obwohl man das Gefühl hat, dass sich über König Ludwig II. von Bayern kaum noch etwas Neues sagen lässt, sind im Jahr 2011 anlässlich des 125. Todestages wieder zahllose

Neuerscheinungen über diesen bayerischen Monarchen erschienen, die vor allem die Umstände seines Todes untersuchen, aber auch neue Schlaglichter auf die politische Rolle Ludwigs und seine Einstellung zu technischen Neuerungen werfen. Zu den wichtigsten und nachhaltigsten Veröffentlichungen ist sicherlich das 2. Heft des 74. Bandes der „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“ zu rechnen. Es befasst sich ausschließlich mit der letzten Lebensphase des Königs. Neben vier Beiträgen, die die Ereignisse seit dem Sommer 1885 zu rekonstruieren und zu analysieren suchen, druckt dieses Heft mit Briefen und Kammerbefehlen Ludwigs und Stellungnahmen aus seiner unmittelbaren Umgebung vor allem aber zentrale Quellentexte zur Person des Königs aus dieser Zeit ab.

Krankheitsbedingt kann der Psychiater und Neurologe Hans Förstl in seinem einleitenden Beitrag statt einer umfangreicheren Abhandlung nur die überarbeitete Fassung seines Kurzbeitrags im Begleitband zur Landesausstellung des Hauses der bayerischen Geschichte abdrucken, der bei Ludwig II. aufgrund einer Analyse der festzustellenden Symptome eine „schizotype Störung“ diagnostiziert. Förstl kann keine ausreichenden Belege für eine Schizophrenie feststellen, sieht bei einer schizotypen Störung jedoch ein erhöhtes Risiko für die Ausbildung einer Schizophrenie.

Die Ereignisse seit dem Sommer 1885, die mit der Zuspitzung der Finanzkrise des Königs schließlich zu seiner Entmachtung im Juni 1886 führten, zeichnet Rupert Hacker nach. Als Hauptursachen für die Amtsenthebung, die er als „objektiv berechtigt und sachlich unvermeidlich“ ansieht (428), nennt Hacker die Weigerung Ludwigs II., eine ernsthafte Sanierung seiner Finanzen anzugehen, seinen vollständigen Rückzug aus der Öffentlichkeit und nicht zuletzt seine homosexuellen Neigungen. Gerade in der Homosexualität des Königs vermutet er einen der Hauptgründe für die königlichen Prinzen und die Regierung, den Weg einer Entmündigung mittels eines psychiatrischen Gutachtens und nicht den einer Abdankung Ludwigs einzuschlagen. Auch Hacker schließt sich der allgemein akzeptierten Meinung an, dass die Absetzung des Königs auf der Basis einer fehlerhaften Begründung erfolgte, dass der Monarch zwar psychisch schwer gestört aber keinesfalls geisteskrank war.

Gerhard Immler hat ebenfalls keine Zweifel an der materiellen Berechtigung zur Absetzung Ludwigs II., da der König psychisch immer weniger in der Lage war, seinen Regierungsverpflichtungen nachzukommen. In seinem Beitrag, der verfassungsgeschichtliche und juristische Aspekte der Königsentmachtung näher untersucht, stellt er strukturelle Defizite im bayerischen Verfassungssystem fest, das auf der einen Seite das monarchische Prinzip betonte, aber keine Regelung darüber getroffen hatte, wie verfahren werden sollte, wenn der König psychisch nicht mehr in der Lage war, dieses monarchische Prinzip auszufüllen. Da auf der anderen Seite aber der Übergang zu einer parlamentarischen Regierung noch nicht vollzogen war, sah sich die Regierung nur im engen Zusammenwirken mit einem Wissenschaftler, der ein zweifelhaftes Gutachten ausstellte, in der Lage, einen Ausweg aus der Krise zu finden, die durch das Finanzgebahren und die Weltflucht des Königs heraufbeschworen worden war.

In ihrer Untersuchung der Pressepolitik des Ministeriums Lutz auf dem Höhepunkt der königlichen Finanzkrise und in der Zeit nach dem Tod Ludwigs II. kann Verena Wittmann überzeugend herausarbeiten, dass die Staatsregierung eine erstaunliche Passivität zeigte, als es darum ging, den König vor Angriffen in der Presse zu schützen. 1884 und 1885 wurde, teilweise aus Angst vor einem allzu großen öffentlichen Aufsehen, teilweise sicherlich auch aus der inneren Einsicht um die Berechtigung der Vorwürfe und der daraus resultierenden eigenen Distanzierung vom Monarchen, trotz Ludwigs wiederholter Anweisungen kein einziger Prozess wegen Majestätsbeleidigung angestrengt. Verena Wittmann stellt sogar die Überlegung an, ob nicht gezielt Informationen an die Presse flossen, um diese für die Interessen der Regierungspolitik im Hinblick auf eine Entmündigung des Königs einzuspannen. Belege fehlen dafür aber zurzeit noch. Auf der anderen Seite wurden im ersten halben Jahr nach Ludwigs Tod sieben Beleidigungsverfahren eingeleitet und Beschlagnahmungen vorgenommen, wo immer sich die Regierung in der Kritik wegen ihres Vorgehens gegen den König sah. Verschwörungstheoretiker mögen darin willkommene Belege ihrer Thesen sehen, dass Ludwig II. systematisch beseitigt worden war, weil er den Regierungsinteressen im Weg gestanden hatte. Tatsächlich spiegelt sich in der Pressepolitik des Ministeriums Lutz nach dem Tod des Königs wohl eher die große innere Unsicherheit

darüber wider, ob man tatsächlich den richtigen Weg zur Lösung der Königskrise eingeschlagen hatte.

Den wertvollsten und eindrucksvollsten Beitrag zu diesem Heft bildet jedoch der letzte, fast zwei Drittel des Gesamtumfangs umfassende Teil, die von Rupert Hacker ausgewählten und erläuterten Quellentexte, denn aus Ihnen spricht der König in seiner letzten Lebensphase direkt oder indirekt selbst. Diese Texte bestehen zum Einen aus 244 Positionen umfassenden Kammerbefehlen und Briefen Ludwigs an Bedienstete aus der Zeit seit Ende 1883, die hier teilweise zum ersten Mal abgedruckt sind. Zum Anderen enthält die Quellenedition sieben Aussagen und Berichte von Personen aus der Umgebung des Königs, die dem psychiatrischen Gutachten zugrunde lagen, das seine Absetzung und Internierung zur Folge hatte.

Es ist geradezu erschütternd, hier nachzulesen, wie sich in den letzten Lebensjahren Ludwigs sein Denken wie bei einem Süchtigen geradezu völlig um seine Bauten und ihre Finanzierung drehte. Die Texte machen deutlich, wie sehr Ludwig sein Lebensglück, ja seine Existenz mit den Schlossbauten verband. Man kann eigentlich kaum noch daran zweifeln, dass er sich selbst das Leben nahm, nachdem ihm jede Möglichkeit zur Fortsetzung seiner Baupläne genommen worden war. Nicht zu übersehen ist hier auch der extreme Narzissmus Ludwigs, der von anderen Menschen nur noch einforderte, seinem Willen nachzukommen, und den König schließlich in die völlige Selbstisolierung trieb. Seine ebenfalls immer wieder zur Sprache kommenden homosexuellen Neigungen verdienen nur insoweit Erwähnung, wie sie und die daraus resultierenden Anspielungen in der Presse zur selbstgewählten Abschottung des Königs beitrugen. Befürchtungen, dass er bald nicht mehr in der Lage sein würde, seinen Amtsgeschäften in der bisherigen rudimentären Form nachzugehen, erscheinen nach dieser Lektüre durchaus als berechtigt.

Es ist das Verdienst dieser Publikation, sachlich und mit großer Umsicht die Zeit vor der Entmachtung Ludwigs II. zu analysieren, sich aber jeder Spekulation über die nicht völlig aufgeklärten Umstände seines Todes zu enthalten. Den hier präsentierten zusammenfassenden Ergebnissen kann nur zugestimmt werden. Sein eigentliches Gewicht erhält dieses Heft der „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“ jedoch durch den anschließenden Quellenteil, der den König mittelbar und unmittelbar in seiner letzten Lebensphase zum Leser sprechen lässt. Auf diese Weise kann sich Jeder ein sehr viel genaueres Urteil über die Situation und die Gefühle des Königs unmittelbar vor seinem Tod bilden, als es durch jede noch so differenzierte Abhandlung möglich ist.

Manfred Peter Heimers, München

Sophie Wolfrum (Hg.): Theodor Fischer Atlas. Städtebauliche Planungen in München, München: Verlag Franz Schiermeier 2012

352 S. mit CD, ISBN 978-3-943866-00-1; EUR 64,00

Allein der Umstand, dass der zum 150. Geburtstag des Architekten und Stadtplaners Theodor Fischer (1862–1938) herausgegebene Band im Franz Schiermeier Verlag erschienen ist, macht neugierig. Denn Franz Schiermeier hat in den letzten Jahren mit großem Engagement hervorragend ausgestattete Karten-Bände ediert, ohne die eine den Stadtraum einbeziehende ernsthafte historische München-Forschung inzwischen gar nicht mehr denkbar ist. So bringt auch der von der Münchner Stadtbaurätin Elisabeth Merk angeregte und wohl mitfinanzierte „Theodor Fischer Atlas“ eine bemerkenswerte Materialfülle, anhand deren die außergewöhnliche Leistung des zwischen 1893 und 1901 tätigen Leiters des „Stadterweiterungsbüros“ erstmals im Detail sichtbar gemacht wird. Die von Theodor Fischer bearbeiteten sog. Alignementspläne im Münchner Stadtarchiv waren die Grundlage für die um 1900 einem wichtigen Höhepunkt zustrebende systematische Stadterweiterung, als deren Konsequenz – dies aber schon nach dem Ausscheiden Fischers aus städtischen Diensten – 1904 der berühmte Staffelbauplan in Kraft gesetzt wurde, der für Jahrzehnte den Wachstumsprozess Münchens über intelligent „gestaffelte“ Zonen in geordnete Bahnen lenkte.

Das ambitionierte Vorhaben des Verlegers Schiermeier wirft ungeachtet der anerkennenswerten Leistung der weit gespannten Plan-Recherche und der qualitätvollen Wiedergabe aller gezeigten Pläne dennoch einige grundsätzliche Probleme auf, die nicht verschwiegen werden sollen. Zunächst krankt das Unternehmen daran, dass es bei der ersten Einsichtnahme eine alle Stadtbereiche abdeckende Opulenz verspricht, dann aber für wichtigste Planungsbereiche doch immer wieder auf bestehende Dokumentationslücken hinweisen muss. Überdies haben bei den einzelnen Plan-Wiedergaben die jeweils zuständigen Bearbeiter die Recherche nach der konkreten Umsetzung der Fischer-Vorschläge bisweilen lasch und unsicher gehandhabt. In diesem letzten Punkt wird das Oeuvre auch formal zu einem echten Beschäftigungsprogramm für den Leser, da er genötigt ist, anhand einer kleingedruckten Projektaufzählung am Ende des Buches alle ihn besonders interessierenden Projekte zunächst selbst hinsichtlich der tatsächlichen Umsetzung zu verifizieren. Warum man diese wichtige Information nicht direkt mit dem jeweiligen Plan verbinden wollte, bleibt rätselhaft. Überhaupt ist die fachliche Kommentierung der Planungen durchgehend minimalisiert und wird häufig nur durch ein aus dem Begleitakt übernommenes kurzes Originalzitat Fischers bewerkstelligt. Hier wäre gegenüber dem durch die Vorgabe eines Atlas-Bandes bedingten „möglichst Viel“ ein gründlich bearbeitetes „Weniger“ besser gewesen, da die tatsächliche Leistung Theodor Fischers nur an der im Einzelfall vorhandenen Ausgangslage, den zwingenden amtlichen Vorgaben, den Überarbeitungsstufen, den tatsächlich umgesetzten Strukturen – und im Falle der Nichtumsetzung an den dafür maßgeblichen Gründen gemessen werden kann. Im vorliegenden Fall kann daher eigentlich nur von einer nach Stadtteilen gegliederten fleißigen Materialschüttung gesprochen werden, die einen sehr hohen Grad von Fischer-Verliebtheit voraussetzt, um nicht beim Durchblättern des Bandes schon nach gut der Hälfte der eingesehenen Planungen in Erschöpfung zu verfallen.

Es kann nicht ausbleiben, dass die mangelhafte Bearbeitung vieler Einzelpläne für den nach einer Orientierung ringenden Leser manche Fehlinformation produziert. So informiert beispielsweise bei der geplanten Durchführung der Amalienstraße von der Glückstraße bis zur Briennerstraße (71) der Kommentar über die gegenwärtige Situation mit dem Halbsatz „heute Finkenstraße“. Dabei wäre der Hinweis auf den nach dem Zweiten Weltkrieg eingetretenen Gesamtverlust des Geländes östlich des einstigen Wittelsbacher Palais durch den Oskar-von-Miller-Ring weitaus hilfreicher gewesen, da die heute am Ring abknickende Finkenstraße keine Relevanz mehr für Fischers damalige Planung hat.

Bei der mit „Alter Südlicher Friedhof / Jahnstraße“ überschriebenen Situation (62) wird eine doppelte „Durchquerung des alten südlichen Friedhofs“ als das (laut Projektliste durch Fettdruck gekennzeichnete und damit angeblich auch realisierte) Planungsziel vermerkt, wovon freilich den Besuchern des Friedhofs – Gott sei Dank – nichts bekannt ist. Die tatsächliche planerische Leistung Fischers bestand in Wirklichkeit aus der von den Bearbeitern überhaupt nicht bemerkten Überplanung des Geländes des ehemaligen Gaswerks an der Thalkirchner Straße durch die heutige Frauenlob- und Rothmundstraße. Diese Planung wurde realisiert, die doppelte Friedhofsdurchquerung aber blieb auf dem Papier.

Die beiden gewählten Beispiele zeigen, dass der „Theodor Fischer Atlas“ dem Stadtkenner durchaus zum Problemfeld, wenn nicht gar zum Ärgernis werden kann, weshalb eigentlich ein Warnhinweis nicht überflüssig wäre. Hoffentlich trägt das von der Münchner Stadtbaurätin Merk einleitend als „Lehrbuch“(!) bezeichnete Werk zumindest im Planungsreferat die erhofften Früchte; die von dieser Stelle begleiteten Veränderungen im Stadtbild – man denke nur an die bauliche Flankierung der Bahnstrecke zwischen Hackerbrücke und Pasing – weisen nicht gerade auf Theodor Fischer als heimlichen „spiritus rector“ des gegenwärtigen Stadtwachstums hin.

Richard Bauer, München

Der neue Jahresband, zugleich Jahresgabe des Heimatvereins Aichach für seine Mitglieder, versammelt insgesamt elf Beiträge zur Herrschafts- und Kulturgeschichte der Region zwischen Aichach und Friedberg. Der zeitliche und thematische Rahmen ist wieder weit gespannt und beginnt mit Beiträgen zu den beiden bayerischen Dynastengeschlechtern, die im Raum um Aichach ihre herrschaftlichen Wurzeln hatten. Den Wittelsbachern gelang es im 13. Jahrhundert, ihre Machtbasis weit über das „Wittelsbacher Land“ hinaus auszudehnen, trotzdem widmeten sie den Burgen ihres Kerngebiets immer noch besondere Aufmerksamkeit. Auf Burg Schiltberg etwa verbrachten die oberbayerischen Herzöge manche Sommeraufenthalte. Einem dieser Aufenthalte der Herzoginwitwe Mechthild, Ehefrau Ludwigs II. (gest. 1294), Mutter der Herzöge Rudolf und Ludwig und Tochter des habsburgischen Königs Rudolf I., widmet Michael Schmidberger einen umfassenden Beitrag: Burg Schiltberg am 23. Juni 1302. Herzog Ludwig der Bayer erleidet Überfall, Burgbrand und Entführung (7-26). Das Ereignis bildete den vorläufigen Höhepunkt zunehmender Spannungen im oberbayerischen Herzogshaus, die sich an der Eheschließung Rudolfs mit Mechthild von Nassau, seiner Parteinahme für König Adolf von Nassau und der damit einhergehenden Abwendung von den habsburgischen Machtinteressen entzündet hatten. Was sich nun tatsächlich an diesem 23. Juni 1302 vor und in der Burg Schiltberg abspielte, ob der Herzogssohn Ludwig tatsächlich auf der Burg weilte, ob diese von den Häschern Rudolfs niedergebrannt wurde und ob es sich hierbei wirklich um eine „düstere Tragödie“ (Max Spindler) der bayerischen Geschichte handelte, lässt sich aufgrund fehlender authentischer Zeugnisse nicht klären. Jedenfalls wurde die Herzoginwitwe mit ihren engsten Beratern gefangen genommen und nach München gebracht. Ihren Ratgeber Konrad von Öttingen ließ Rudolf am 12. Juli 1302 in München enthaupten. Sein Hauptziel, die Mutter als Machtfaktor auszuschalten, sollte er allerdings nicht ganz erreichen. Aber auch die Rolle des späteren deutschen Kaisers Ludwig IV. bleibt unklar, da die wenige Jahrzehnte später einsetzende Hofgeschichtsschreibung dieses Ereignis ignorierte; erst mit Aventin, der über 200 Jahre später in seiner Baierischen Chronik (1533) von der Gefangennahme auch Ludwigs berichtete, fand es Eingang in die bayerische Geschichtsschreibung. Die Kulturhistoriker, Heimatdichter und Literaten des 19. und 20. Jahrhunderts setzten dem noch eins drauf, bauten das Geschehen zu einem Historiengemälde unter Beteiligung des (guten) Kaisers Ludwig aus und setzten es schließlich als Freilichtschauspiel am Schiltberger Burgberg in Szene. Herzog Rudolf kommt darin nicht gut weg. Entstehung und Transformation dieser Erinnerungskultur über die Jahrhunderte hinweg wären sicher auch einen lohnenden Beitrag wert.

Aus dem reichen Fundus von Lebenszeugnissen und Lebensbeschreibungen von Angehörigen der Familie von Gumpfenberg schöpft Wilhelm Liebhart in seinem Artikel: Papst Clemens VII., Ambrosius von Gumpfenberg zu Affing und der Sacco di Roma. Eine Zeitgeschichte des Massakers in Rom vom 6. Mai 1527 (27-44). Kenntnisreich und anschaulich schildert er das Leben eines Mannes, der als nachgeborener Sohn eines bayerischen Dynastengeschlechts in eine geistliche Laufbahn gesetzt wurde und diese zu einem abenteuerlichen und erfolgreichen Lebensweg ausgestaltete. Dabei konnte Ambrosius über Jahre hinweg die macht- und religionspolitischen Auseinandersetzungen zwischen Kaisertum und Papsttum in Italien aus nächster Nähe verfolgen. Um 1501 geboren, wandte er sich 1524/25 nach Rom, zählte bald zum persönlichen Umfeld von Papst Clemens VII. und erlebte als Mittelsmann zu den Anführern des kaiserlichen Landsknechtheeres um Georg von Frundsberg und Schertlin von Burtenbach die Eroberung, Plünderung und anschließende Besetzung Roms im Mai 1527. Als „Sacco di Roma“ fand dieses Ereignis Eingang in die Geschichtsbücher. Nicht ohne persönliche Gefährdungen überstand Ambrosius die zweite Jahreshälfte 1527, aber sein Vermittlungsgeschick, seine guten Beziehungen zu beiden Konfliktparteien und wohl auch beste Kenntnisse über die römischen Machtkonstellationen sollten sich in den nächsten Jahren äußerst positiv auf seine wirtschaftlichen Verhältnisse und sein Ansehen in Rom auswirken. Er bewohnte in der Stadt „ein sehr geräumiges Haus“, sammelte geistliche Pfründen im Deutschen Reich und erhielt im Jahr 1537 das Bürgerrecht in Rom verliehen. Seit 1545 lebte er wieder in Deutschland, abwechselnd als Domherr in Augsburg und zuletzt als Dompropst in Eichstätt, wo er auch

begraben liegt. Seine handschriftlichen Aufzeichnungen, die als Abschrift in der Bayerischen Staatsbibliothek und im Schlossarchiv Pöttmes vorliegen, sind im Beitrag auszugsweise wiedergegeben.

Beiträge zur Kirchen- und Religionsgeschichte liefern Hubert Raab: 325 Jahre Wallfahrtskirche Maria Alber (45-58) und Gabriele Raab: Glaube wird zu Stein. Neue und alte Kreuzwege in Schmiechen und Friedberg (59-70). Dabei zeigt sich in beiden Beiträgen, welch prägenden Einfluss Vorbildwirkung und individuelles Engagement auf die Entstehung und Wiederbelebung religiöser Traditionen haben. Die Wallfahrtskirche Maria Alber geht auf ein Votivbild zurück, das der kurfürstliche Hochzollner Arnold Schwenk um 1686 in einer hohen Alber, also einer Silberpappel (*populus alba*) oder einer Silberweide (*salix alba*), nach Art des Altöttinger Gnadenbildes bei seinem Amthaus zur öffentlichen Verehrung aufstellte. Das Bild fand so weitreichende Verehrung, dass bereits 1692 die Errichtung einer steinernen Kapelle „in formb deren zu Alten Ötting“ genehmigt wurde.

Volkskundliches Terrain bearbeitet Max Zinterer: Hausnamen – Domäne einer mündlichen Kultur. Stätzling als Beispiel (71-92), der seine kulturhistorischen Ausführungen über Formen, Wesen und Inhalte der Hausnamen auch mit eigenen Betrachtungen ergänzt. Bettina Brühl: Die Theuerung der Blutegel, die der Armuth dieses oft ganz unentbehrliche Heilmittel entzieht [...] (93-104) beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit medizin- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten eines Therapiemittels, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei Volks- und Schulmedizin in hohem Ansehen stand. Die bayerischen Ärzte und Apotheker konnten schließlich ihren Bedarf nicht mehr im Inland decken und waren auf Importe angewiesen, die auf dem althergebrachten „Oxenweg“ von Osteuropa bis Bayern gelangten. Sogar der bayerische König Ludwig I. setzte sich vehement für die Förderung und den Aufbau einer bayerischen Blutegel-Zucht ein. Die Bestrebungen waren allerdings nicht von Nachhaltigkeit geprägt. Auch der Merchinger Bader Michael Peterle, der Ende der 1820er Jahre mit der Egel-Zucht begann, konnte in dem Gewerbe nicht reüssieren. Neue medizinische Erkenntnisse führten ab Mitte des 19. Jahrhunderts dann zu einer Abkehr von dieser Therapieform.

In eine existenzielle Auseinandersetzung zwischen herkömmlichen bäuerlichen Lebens- und Wirtschaftsformen und dem beginnenden Industriezeitalter führt der Beitrag von Johann Weber: Der Kampf des Müllers Freymann von Mering gegen den Bau der Eisenbahn München – Augsburg 1838 bis 1840 (105-136). Georg Freymann (1792–1851), Besitzer der Oberen Mühle in Mering, musste bei dem geplanten Streckenverlauf der Eisenbahnstrecke München – Augsburg um seine Existenz fürchten, schnitt dieser doch seine Mühle vom Ort ab und waren beim Bau von Damm und neuen Brücken über die Paar bedrohliche wasserbauliche Folgen für sein Mühlgut zu befürchten. Zwei Jahre widersetzte er sich den Drohungen und finanziellen Angeboten der Eisenbahngesellschaft, nahm sich Anwälte in Augsburg, beschäftigte hohe Staatsbehörden und sogar König Ludwig I. mit seinen Beschwerde- und Klageschriften. Zuletzt bemühten sich hohe Repräsentanten staatlicher Behörden und der Eisenbahngesellschaft vor Ort um einen Vergleich, um die Eröffnung der Bahn nicht zu gefährden. Nach zwei Jahren Streit stimmte der Müller schließlich im Juli 1840 einem Vergleich zu. Eine Verlegung der Trasse konnte er nicht erwirken, aber die Übernahme der Gerichtskosten durch die Eisenbahngesellschaft und eine Ausgleichszahlung von 1.500 Gulden für die durch den Bau erlittenen Nachteile. So gesehen ging er finanziell und moralisch gestärkt aus der Auseinandersetzung hervor. Die Eisenbahngesellschaft bemühte sich, die bestehende Trassenlücke schnell zu schließen – am 4. Oktober 1840 fuhr der erste Dampfzug im Meringer Bahnhof ein.

Im Jahr 2011 konnte der Heimatverein Friedberg (1886 als Historischer Verein gegründet) sein 125-jähriges Bestehen feiern. Den musealen Sammlungen wurde bereits im vorausgehenden Band von Regina Nägele (Heimatverein Friedberg 1886-2011. Zum 125-jährigen Jubiläum, ebd. 141-162) ein ausführlicher Beitrag gewidmet. Im vorliegenden Band ist der Festvortrag von Bezirksheimatpfleger Peter Fassl publiziert: Geschichte und Erinnerung. Vortrag anlässlich des 125-jährigen Gründungsjubiläums des Museums Friedberg (159-168).

Die Wurzeln des Heimatvereins Aichach beleuchtet Wolfgang Brandner: 60 Jahre Heimatverein Aichach 1950 bis 2010. Einsatz für die HHeimatspflege im Aichacher Land seit

1832 (169-198). So wurde bereits im Jahr 1832 mit Unterstützung des örtlichen Landgerichts ein Archäologischer Verein im Bezirk Aichach ins Leben gerufen, der allerdings nicht lange Aktivitäten entfaltete. Jedoch kam es in den folgenden Jahrzehnten immer wieder zu Publikationen, welche das Interesse an der Stadtgeschichte Aichachs zeigten. Die örtlichen Zeitungsverlage (Aichacher Kurier, Aichacher Zeitung) führten nach dem Ersten Weltkrieg heimatkundliche Beilagen. Karl Leinfelder (1883–1964), seit 1913 am Aichacher Vermessungsamt tätig und seit 1938 dessen Leiter, gehörte über viele Jahre hinweg zu den fleißigsten Beiträgern und nach dem Zweiten Weltkrieg zu den Initiatoren der Gründung des Heimatvereins, nachdem er schon 1948 eine Ortsgruppe des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege ins Leben gerufen hatte. Unter seiner Führung entfaltete der Verein eine lebhaft vortrags-, Exkursions- und Ausstellungstätigkeit. Beeindruckend die Vielzahl der Veranstaltungen und hohe Anzahl der Besucher und Teilnehmer. Wolfgang Brandner, seit 2007 selbst Vorsitzender des Heimatvereins, entfaltet anhand der Abfolge der Vereinsvorsitzenden Toni Grad, Wilhelm Liebhart, und Maria Kern die breite Palette der Vereinsaktivitäten der letzten Jahrzehnte. Er verschweigt dabei nicht die finanziellen Schwierigkeiten und die menschlichen Konfliktsituationen, die zwangsläufig auf einen Verein zukommen, der seine ideengeschichtlichen Wurzeln im 19. Jahrhundert hat und seine Sammlungen aus dem Dornröschenschlaf in ein didaktisch und ästhetisch ansprechendes Museum einbringen musste. Dass dies nach jahrelangen teils schwierigen Diskussionen mit der Stadt Aichach vorbildhaft gelungen ist, davon kann sich jeder Besucher des Aichacher Heimatmuseums überzeugen; das Museum wird seit 2008 zusammen mit dem Stadtarchiv hauptamtlich betreut.

Den Abschluss des Bandes bildet Gerhard Mayers Beitrag „Orchideen. Die Ragwurz-Arten im Landkreis Aichach-Friedberg“ (199-205). Alle vier im Landkreis nachgewiesenen Arten dieser Orchidee sind aufgrund des Baus der Lech-Staustufen und der Flutung der Flussauen entweder vom Aussterben bedroht oder stark gefährdet. Allerdings besteht Hoffnung: An den Aufschüttungen der Lech-Staudämme konnten an vereinzelt Stellen wieder Nachweise erbracht werden und im Hügelland bei Pöttmes konnte der Autor die Bienen-Ragwurz an einem neuen Standort feststellen.

Gesondert sei auf einen Beitrag eingegangen der unter einem unverfänglichen Titel bereits vor der Auslieferung des Jahresbandes für Gesprächsstoff sorgte, wollte doch die Fraktion der Grünen im Kreistag den Aufsatz von Leonhard Knauer: Dickelsmoor bei Derching. Eine ungewöhnliche Entstehungsgeschichte (137-158) in der vorliegenden Form nicht veröffentlicht sehen. Sie erblickte darin die „Aufwertung eines Antisemiten und NS-Ideologen der ersten Stunde“ (vgl. Augsburg Allgemeine, 16.12.2011 sowie SZ, 6.02.2012, S. R 13). Dieser apodiktischen Aussage will sich der Rezensent nicht anschließen. Eine „Aufwertung“ der Person Dr. Otto Dickels (1880–1944) ist aus dem Beitrag nicht herauszulesen, wohl aber eine Unterlassung des Autors, die Lebensbeschreibung Dickels nicht hinreichend in den politischen, wirtschaftlichen und ideengeschichtlichen Kontext der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Bewegung eingeordnet zu haben. Eine kritische und wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung mit der Person Otto Dickels, die aufgrund neuerer Literatur durchaus möglich gewesen wäre, ist in dem Beitrag nur ansatzweise erkennbar. Zu verständnisvoll werden der Weg des Studienrats Dickel in die völkischen Kreise nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und seine antisemitischen Ausfälle in der Weimarer Republik gezeichnet, die unter dem Ziel eines „nationalen Sozialismus“ (155) doch etwas verharmlosend zusammengefasst werden. Hinweise auf seine Naturverbundenheit – er promovierte 1903 über „Entwicklungsgeschichtliche Studien am Bienenstich“ – und eine ausführliche Darstellung seiner lebensreformerischen Bemühungen in der von ihm gegründeten Werkgemeinschaft Augsburg e.V. überziehen die Biografie Dickels mit einer wohlwollenden Patina. Fotos (Dickel beim Bau seines Bienenhauses in Dickelsmoor, 147) verstärken diesen Eindruck. Der Autor verschweigt die Tätigkeit Dickels in der völkischen Bewegung nicht, auch nicht seine Beziehungen zu führenden Köpfen der Bewegung. Er bleibt jedoch am reinen Ablauf der Ereignisse haften und erteilt Dickel mit dem aus der Gegnerschaft zu Adolf Hitler erfolgten Ausschluss aus der NSDAP (1921) gleichsam eine Generalabsolution für sein weiteres Verhalten in der Weimarer Republik (vgl. 142). Otto Dickel beackerte mit seinen antisemitischen und völkischen Äußerungen jedoch

weiterhin das Feld der nationalsozialistischen Bewegung und setzte seine völkisch-germanischen Vorstellungen mit Gründung der Werkgemeinschaft Augsburg auch realiter in sein Siedlungsprojekt „Dickelsmoor“ um – dieser Sachverhalt wird nicht deutlich genug hervorgehoben. Nicht zuletzt beanspruchte Dickel in Werkgemeinschaft wie Siedlung eine Führerrolle, welche ihm von der NSDAP verwehrt worden war.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten war Dickel beruflichen Schikanen, Pressionen und Verfolgungsmaßnahmen seitens der Machthaber und der „Gestapo“ ausgesetzt, die ihn letztlich in den Selbstmord trieben. Die Alten Kämpfer hatten ihm sein nonkonformes Verhalten aus der Frühzeit der Bewegung nicht verziehen und ließen ihn das nun spüren. Um der Verhaftung durch die „Gestapo“ zu entgehen, beging Dickel am 14. Juni 1944 Selbstmord. Ob ihm Adolf Hitler aber wirklich den Rang eines „Feind(es) Nr. 1“ (145) zuerkannt hatte, mag dahingestellt bleiben. Für die Einordnung als Widerstandskämpfer (143) reicht es nicht.

Anton Löffelmeier, München

Stefan Meining: Eine Moschee in Deutschland. Nazis, Geheimdienste und der Aufstieg des politischen Islam in Deutschland, München: C. H. Beck Verlag 2011

316 S., ISBN 978-3-406-61411-8; EUR 19,95

Das Buch hat es sich zum Ziel gesetzt, die Entwicklung des politischen Islam im Westen in engste Verbindung mit München zu setzen. Meinings historischer „link“ an die Isar beginnt mit der viel zu wenig bekannten Geschichte der von der Nazi-Wehrmacht und der SS als Hilfstruppen gegen die Sowjetunion eingesetzten muslimischen (z.B. bosnischen, tartarischen, kalmükischen, aserbeidschanischen, turkmenischen) Kriegsgefangenen in den Jahren 1942 bis 1945. Diese einleitende Darstellung ist gut recherchiert, gibt jedoch keine Hinweise auf eine wie auch immer geartete militärgeschichtliche Sonderrolle der damaligen „Hauptstadt der Bewegung“. Eine Konkretisierung des Themas gelingt dem Autor mit dem Hinweis auf die nach 1945 in Süddeutschland und insbesondere in München gestrandeten muslimischen „Displaced Persons“ und deren erneute Instrumentalisierung gegen die Sowjetunion im anhebenden Zeitalter des Kalten Kriegs. Dabei ist jedoch sehr wohl im Auge zu behalten, dass die Kontaktaufnahme des CIA mit antikommunistisch orientierten ehemaligen „Hilfswilligen“ des Nazi-Regimes sich keineswegs auf islamische Minderheitenvölker beschränkte, sondern ein relativ breites Spektrum von NS-Waffenbrüdern und Kollaborateuren aus dem Osten abdeckte. Es ist auch durchaus bekannt, dass in den 1950er Jahren in München viele antisowjetische Netzwerke neu geknüpft wurden, wobei jedoch der konspirative Beitrag der muslimischen Emigranten gegenüber den politischen Verstrickungen anderer ins westliche Exil gezwungener Gruppierungen stark abfiel. Das von Meining erstmals näher beleuchtete „Milieu“ der in der Nachkriegszeit in München gestrandeten Muslime ist durchaus von Interesse, da zahlreiche vom Autor ausgewertete Geheimdienst Dokumente die unterschiedlichen Konzepte der amerikanischen und bundesdeutschen Nachrichtendienste belegen. Nachhaltige islamistische Entwicklungen lassen sich jedoch für diesen Beobachtungszeitraum nicht greifen.

Schwieriger als der Rückblick auf die Jahre vor 1960 war für den Autor freilich die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den muslimischen Aktivitäten im letzten halben Jahrhundert. Die Tatsache, dass seit 1960 ausgerechnet in München der erste Bau einer Moschee in Deutschland betrieben wurde, ist sicher ein bemerkenswertes Ereignis, das allerdings nicht ausschließlich unter dem Aspekt des reanimierten „politischen Islams“ interpretiert werden darf. Die Qualität der Münchner Bildungsstätten hatte in der Nachkriegszeit viele arabische und persische Studenten nach München gelockt, eine islamische Migration, die sich seit Ende der 1960er Jahre durch türkische Gastarbeiter laufend vergrößerte. Bei dem 1973 in Freimann (u.a. mit libyschen Hilfsgeldern) eingeweihten Moscheebau handelte es sich zunächst einmal um die lange ersehnte religiöse Selbstverwirklichung der Münchner Muslime, wobei die meist akademisch gebildeten Zuwanderer aus den Kernländern der arabischen Welt die alternden muslimischen

Emigranten zunehmend ersetzen, andererseits eine durch die Gastarbeiter drohende türkische Majorisierung ihrer Islamischen Gemeinschaft geschickt abzuwehren verstanden. In ideologischer Hinsicht spiegelte das Münchner Islamische Zentrum deshalb von Anfang an den Aufstieg des antiamerikanischen panarabischen Nationalismus und schließlich die verworrene Problematik einer nach dem Sechs-Tage-Krieg von 1967 völlig desorientierten muslimischen Welt. Mit dem Sturz des Schahs und dem sowjetisch–afghanischen Konflikt, der nicht ohne die Hilfe und den Segen Amerikas Dschihadisten zu heldenhaften Widerstandskämpfern stilisierte, nahm die Brisanz dieser weltweit spürbaren Radikalisierung des Islam ständig zu, ein beunruhigende Entwicklung, deren Beobachtung vom Autor über die Katastrophe des 11. Septembers hinaus bis in die Gegenwart am Münchner Beispiel konsequent fortgesetzt wird. Freilich standen Meinung für die besonders wichtigen zwei Jahrzehnte nach der weltpolitischen Wende von 1990 geheimdienstliche Archivquellen nicht mehr im selben Maße zur Verfügung wie für den Zeitraum vorher, so dass die Dokumentation überwiegend auf der Basis von Literatur, Verfassungsschutz-Berichten und Zeitungsartikeln fortgesetzt wurde – eine mitunter dünne Ausgangslage, die nicht unbedingt die brisanten Schlussfolgerungen rechtfertigt. So detailreich die Beobachtungen und Mutmaßungen Meinings über von München aus agierende islamistische Einzelpersonen und Gruppierungen auch immer sind, so gelingt es ihm dennoch nicht, seine Kernbotschaft einer zugespitzten und nachhaltigen Verantwortlichkeit des Münchner Islamischen Zentrums für die Etablierung und Profilierung des politischen Islam im Westen zu belegen. Auch wenn der vom Bundesinnenministerium herausgegebene Verfassungsschutzbericht die Islamische Gemeinschaft in Freimann in der Nähe zu nicht verfassungskonformen muslimischen Organisationen verortet, so ist diese Positionierung nicht ein isoliertes Münchner Problem. Die zunehmende Politisierung und Radikalisierung des Islam im Sinn der Scharia und die auf dieser Basis an die westliche Welt herangetragenen inakzeptablen Forderungen der Fundamentalisten sind die Folge einer globalen Entwicklung und realisieren kein an der Isar von langer Hand vorbereitetes Programm. Die Fokussierung der Thematik auf München wirkt am Ende allzu bemüht und dadurch ermüdend. Das Leitmotiv von der Schlüsselrolle der Münchner Islamisten (vgl. die Umschlagtexte: „Die geheimen Wurzeln des 11. September“ bzw. „Bis heute laufen in einer Münchner Moschee die Fäden des westlichen Islamismus zusammen“) dürfte mehr dem erhofften Erfolg des Buches geschuldet sein als den ermittelten Tatsachen. Abschließend sei bemerkt, dass München an einem unheilvollen Prozess der jüngeren Geschichte schon genug zu tragen hat, es muss deshalb nicht auch noch die Grundverantwortung für weitere internationale Problemstellungen und Konflikte übernehmen.

Richard Bauer, München

Weitere der Schriftleitung zugegangene Publikationen

Hadumod Bußmann: „Ich habe mich vor nichts im Leben gefürchtet“. Die ungewöhnliche Geschichte der Therese Prinzessin von Bayern 1850 – 1925, München 2011

ISBN 978-3-406-61353-1

Hermann Rumschöttel: Ludwig II. von Bayern, München 2011

ISBN 978-3-406-61216-9

Karl Stankiewicz: Mir ging eine neue Welt auf. Die Anfänge des Fremdenverkehrs in Oberbayern, Erfurt 2011

ISBN 978-3-86680-916-1

Domschatz- und Diözesanmuseum Eichstätt (Hg.): Dem Kreuz sich anvertrauen. Zeugnisse von Andacht und Frömmigkeit. Die Sammlung Nießer, Regensburg 2012

ISBN 978-3-7954-2613-2

**Wilhelm Liebhart / Rudolf Wagner (Hgg.): Kühbach. Kloster, Markt und Schlossgut.
Kühbach 2012.**
Ohne ISBN-Nummer